

# Passion in Bern : ein Täuferroman

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634042>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

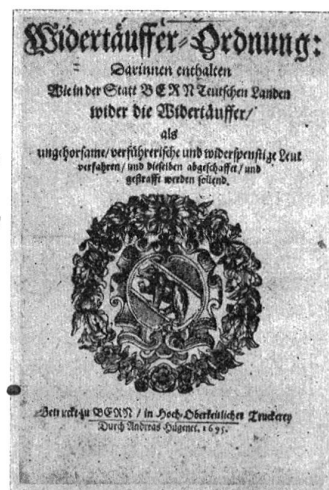


# Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Das geheime Gemach im Kleearten,  
dem Täuferhof.

Am ersten Oktoberamstag stand der Bauer Hans Flückiger unter seiner Eiche im Kleearten auf der Schauelfühlegg und schaute ins weite Land hinaus.

Die Berge leuchteten in der Abendsonne; die Jungfrau verriet mit ihrem bläulichen Schattenkreuz das Nahen des Winters, und in das Bimmeln der Herdenglocken auf der Weide wehte der Wind das Feierabendläuten der Kirchen von Sumiswald und Trachselwald.

Der einfache Mann im halbbleinigen Rock und den kurzen Zwilchhosen betete einen Abendsegen; dann wollte er hinüber zur Waldecke, um seine Buben, die das Vieh hüteten, heimzurufen und ihnen beim Viehtreiben zu helfen.

Jetzt sah er tief unter sich, wo der Weg aus dem dunklen Wald an die Taghelle hinaus führte, einen Fremden erscheinen, der bergauf schritt. Trug er einen bunten Soldatenrock, wie ihn damals die Söldner aus Frankreich brachten, oder war es nur der Schloßweibel, oder wer mochte es sein?

Flückiger schaute nicht länger hin; erschrocken trat er zurück, schlüpfte hinter den Haselhaag und eilte in dessen Deckung mit raschen Schritten seinem Hause, dem Kleearten zu, das braungebrannt im Windschatten des alten Tannenwaldes auf der Egg stand und seine Buzenscheiben spiegelblank nach der Sonnenseite streckte.

Er trat hastig unter die Röhrentüre, aus der ein blaues Räucllein in den hohen Rannenbirnbaum vor dem Hause hinaufflieg und sagte verstört zu seiner am Herdfeuer stehenden Frau:

„Mutter, ich habe einen kommen sehen, verstedt dich in Gottes Namen; ich will Breneli rufen, es kann fertig kochen. Dann treiben wir das Vieh heim, und unterdessen sieht man vielleicht, wer es ist. Wir wollen hoffen, es gelte nicht uns!“

Die Frau, eine Bierzigerin mit braunem, schmalen Gesicht, dunklen Augen und blauschwarzem, glattem Haar unter einem schwarzen Häubchen, drehte den Kessel mit dem Hafereibei vom Feuer, warf einen ruhigen Blick über den halbdunklen Raum, schaute den Mann treuherzig an und sagte leise: „Behüt dich Gott, Hans“.

Dann traten sie in die hintere Stube, der Mann öffnete mit dem knarrenden Schlüssel die Schranktüre, griff hinter die aufgehängten Kleider und schob ein Brett zur Seite, dann schlüpfte Frau Anna geräuschlos unter seinem Arm, mit dem er ihr einen Weg durch die Kleider bahnte, ins Dunkle. Die Schranktüre wurde wieder verschlossen, der Bauer öffnete das kleine Schiefensterchen der Stube und trat wieder in die Küche, wo Breneli schon der Mutter Geschäft übernommen hatte und den Tisch deckte.

Mit ängstlichen Blicken folgte sie dem Vater, der schweigend hinaus ging, um die Herde heimzuziehen und sich dabei umzusehen, ob von dem Ankömmling ein Unheil drohe.

Unterdessen setzte sich Frau Anna in ihrem dunklen, zwei Ellen breiten und zimmerlangen Versted auf einen Stuhl und betete halbblaut das Lied, das die sieben Brüder im Gefängnis zu Gmünd gemacht, jeder einen Vers:

Aus tiefster Not schrey ich zu dir,  
Ach Gott, erhöhr mein rueffen.  
Dein Heiligen Geist send du zu mir,  
Hilff uns in Nöthen tieffe,  
Wie du Christe bisher hast than,  
Muff dein Befehl wir uns verlahn,  
Die Heyden wolln uns tödten.

Dann blieb alles still um sie herum. Links von ihr in dem schmalen, fensterlosen Belah, das zwischen den beiden Stuben des kleinen Bauernhauses so eingefügt war, daß ein Uneingeweihter nichts davon merkte, lag ein Strohsack auf dem Boden. Da nächtigte schon zu ihres Vaters Zeiten und noch jetzt hie und da ein Täuferlehrer. Rechts wurde der Raum durch den Ofen abgeschlossen, der, durch beide Stuben gehend, beide erwärmte und auch einem hier Eingeschlossenen das Dasein im Sommer und Winter für lange Zeit ermöglichte. Nicht nur trug er auf seinem oberen Tritt die Bücher, die dem Vater wert und dem Pfarrherren verdächtig gemessen: Den Ausbund, das ist etlich schöne und christliche Lieder, wie die in der Gefängnis zu Passau in dem Schloß von den Schweizer Brüdern und von anderen rechtgläubigen Christen hin und her gedichtet worden, dazu Michael Sattlers Sendbrief an eine Gemeinde Gottes, samt kurzem und wahrhaftigem Anzeigen, wie er seine Lehr zu Rottenburg am Neckar mit seinem Blute bezeuget hat, ebenso die Confessio oder das Bekantniß, so Thomas Imbroich aus der Gefängnis an die Oberkeit der Stadt Cölln am Rhein geschrieben und auch geduldig mit seinem Blut versiegelt und bezeuget hat. Ferner waren da einige Abschriften schöner und neuer geistlicher Lieder, wie des Liedes von dem Hans Haslibacher aus der Herrschaft Sumiswald, welcher von dem Leben zum Tod ist hingerichtet worden, oder des Dürerütteliedes und des Zürichliedes und vieler anderer.

Neben diesen Schriften der wehrlosen Christen lag dort auch eine Froschauer Bibel, und damit diese Bücher hier nicht nur vor jedem obrigkeitlichen Zugriff gesichert, sondern auch benutzbar wären, stand neben ihnen ein gewichtiger eiserner Kerzenstock mit einer dicken, im Hause selber gemachten Unschlittkerze.

Wenn auf diese Art für die geistigen Bedürfnisse eines Verstedten nicht übel gesorgt war, so blieb doch auch der Leib nicht unvergessen, denn aus der Ofenwand ließ sich ein zwei Hände breiter Verschlußstein herausnehmen, und durch die entstandene Lücke konnte man nicht nur mit der Ofenschaukel von

der Küche aus Brot und jede beliebige Speise hineinreichen, nein, auch ein brennender Span ließ sich auf gleiche Weise vermitteln, mit dem man erst die Kerze anzündete und das Gemach wohnlich machte. Brannte aber das Feuer im Ofen, so war man freilich von der Lebensmittelzufuhr abgeschnitten, dafür aber hatte man die Möglichkeit, auch ohne fremde Hilfe mittelst eines bereitgestellten tannenen Scheites das Feuer zu fangen und auf die Kerze zu übertragen.

Und noch etwas war im Gemach: An der Schmalwand gegen die Außenseite hing ein krummer Säbel, den vor vielen Jahren ein verprügelter Täuferjäger verloren, und den ihr verstorbener Vater gefunden und stillschweigend hier verwahrt hatte, wie ein Priester des Tausendjährigen Reiches, der das letzte Schwert in die ewige Finsternis wirft, daß kein Streit mehr aufstehen könne.

Frau Anna horchte jetzt angestrengt. In der Küche hörte man das ruhige Hantieren der Tochter; der Mann war noch nicht zurück. Die Ruhglocken himmelten gleichmäßig in der Ferne, die Herde war also noch nicht eingetrieben. Der Vater würde wohl noch Ausschau halten nach dem Gefahr bringenden Fremden; wenn er zurück käme, würde man die Küche heimkehren hören. Bis dahin mußte sie noch warten; denn die Zeiten waren wieder unsicher für die taufgesinnten Gemeinden.

Um besser hören zu können, schob sie leise den Stein aus dem Ofenloch. Ein roter Feuerschein leuchtete in das schmale Geheimgemach. Der Säbel leuchtete darin auf. Still betete sie jetzt weiter:

Das Fleisch ist schwach, das weißt du wol,  
Es fürcht ein kleinen Schmerken.  
So füll uns nun deins Geistes voll,  
Das bitten wir dich von Herken,  
Daß wir ans End mögen bestahn  
Und tapfer in das Leiden gahn  
Und fürchten nicht den Schmerken.

Plötzlich hielt sie inne. Der verlorene Säbel leuchtet wieder auf in dem flackernden Feuer. Irgendwie schien er hier unpassend. Etwas hinderte sie aber, ihn wegzutragen, wie sie schon oft zu tun gedacht hatte. Sie wollte nichts ändern an ihres Vaters Anordnung, und undeutlich kam ihr auch der Gedanke, so fremd wie dieses Schwert hier, so fremd seien sie und ihre Gemeinde auf dieser Egg in bernischen Landen.

Zum erstenmal spürte sie aber auch, daß ihr Verhalten mit ihrem Gebete der Passauerbrüder gar nicht übereinstimmte, ja, daß es wohl ein Unrecht war, den verlorenen Säbel hier zu behalten, daß eigentlich sogar das geheime Kämmerlein ein Unrecht war.

Nützte es nicht ihren Mann zur Lüge, wenn nach ihr gefragt wurde? Sollte sie nicht tapfer hinaustreten und dem Leiden ins Antlitz schauen?

Erregt stand sie auf. Das Unsichere ihrer Lage, die sie jahrelang getragen, wurde ihr plötzlich bewußt.

Wie der Säbel an der Wand im Feuerschein hie und da aufblitzte, so sah sie plötzlich ihre bisherigen Jahre in ihrer Erinnerung deutlich werden:

Der Vater, der Zimmermann, hatte einst das alte, baufällige Häuschen abgerissen und mit den Gesellen vor vielen Jahren neu erbaut. Als aber die Arbeiter fort waren, errichtete er noch ganz allein die neue Wand, mit der er von der größeren Stube den geheimen Raum abtrennte.

Hier nächtigten darauf die härtigen Täuferlehrer, die oft um Mitternacht ans Fenster klopfen und naß und verstört, oft verwundet und krank, um Einlaß baten.

Eines Tages stieg der Pfarrer von Sumiswald herauf und befahl, daß sie und ihre beiden, heute längst gestorbenen Brüder zur Taufe in die Kirche gebracht würden.

„Lasset uns mit eurem Steinhausen in Ruhe!“ sagte der Vater damals; aber ein paar Tage später holten die Chorrichter doch die ungetauften Kinder von der Egg herunter nach Sumiswald. Die Mutter ging mit, damit sie sehe, was mit den Kin-

dern geschehe. Der Lehrer Zedi, der daheim versteckt war, tröstete sie: „Der Herr wird nicht zulassen, daß ein Haar von der Kinder Haupt falle gegen seinen Willen.“ Auch verordnete er, daß sie in den ältesten Werttagskleidern gehen sollten; der Prädikant könne darin die Geringschätzung erkennen, die sie der Kirche entgegenbrächten.

Aber dann kam der Tag, wo sie mit Schmerz erfahren mußte, wie wenig die Kirche die Gemeinde der Taufgesinnten achte; denn als die Mutter starb, da verwehrte der Prädikant den Friedhof, und als der Vater und der Lehrer Zedi am Waldrand unter der großen Eiche ein Grab schaufelten, brachte der Schloßweibel den Befehl, das Grab sei zuzudecken; die Tote müsse ins Täuferloch im Kurzeneigraben hinter dem Wasen, dort seien die Ausgestoßenen beieinander.

Das war ein trauriger Auszug in der Morgenfrühe. Bleich schimmerte der Mond noch zwischen den Wolken, als das stille Gefährt und die wenigen Begleiter das Haus verließen. Wo sie durch kamen auf ihrer Fahrt im Tagesgrauen, da heulten die Hunde; wer ihnen begegnete, drückte sich auf die Seite, und zum erstenmal verspürte sie damals die Einsamkeit, die Ausgestoßenheit, in der sie lebte.

Aber dafür war es umso süßer, mit den Gliedern der Gemeinde zusammenzukommen, in brüderlicher Gemeinschaft in verschwiegenen Häusern sich zu vereinen, zu beten und sich zu erbauen an der Predigt und zu erstarben an den Geschichten der vielen Märtyrer der Gemeinde.

Dann kam ein neuer Landvogt, und die Verfolgung wurde stärker. Immer neue Berichte kamen von vertriebenen Brüdern, denen Haus und Hof weggenommen und verkauft wurde, die man zum Lande hinausjagte; immer kleiner wurden die Versammlungen, immer vorsichtiger mußte man dabei zu Werke gehen.

Diese Zeiten der Angst zehrten auch an des Vaters Lebenskraft, und als ihn der Weibel von der Arbeit weg ins Schloß holen wollte, tat er einen Mißtritt aus dem Balkenwerk eines Krämerhauses, fiel hinunter und starb.

In dieser Verlassenheit kam der Flückiger Hans, schaute zu den Röhren im Stall, brachte die Ernte ein und machte sie zur glücklichen Braut.

Zur glücklichen?

Nur mit Bedenken ließ es der Lehrer Zedi geschehen, daß sie den Hans heirate, der wohl ein Stillter im Lande, aber kein Täufer war; nur in der Hoffnung, daß er sich endlich für die Gemeinde der Taufgesinnten gewinnen lasse, segnete er ihre Ehe; aber in der Erwartung, daß sie zur Kirche zurückkehre, wurden sie vom Prädikanten von Sumiswald getraut.

Das war vor bald zwanzig Jahren gewesen. Hans ließ sie seither gewähren; aber er hatte den Schritt zu den Brüdern hinüber nicht getan. Er besuchte die Kirche, hatte auch durchgesehen, daß die beiden Buben getauft wurden, hatte aber gestattet, daß Breneli dem Glauben der Mutter nachging.

Als Halbtäufer galten sie nun in der Gemeinde, und deswegen traten die Verfolgungen noch nicht mit ganzer Gewalt an sie heran. Noch gab es viele Täuferhöfe, die den Unwillen des Landvogtes und des Pfarrers in stärkerem Maße hervorriefen und zuerst bekämpft werden mußten. Waren erst die Wälder gefällt, so würden die schwachen und alleinstehenden Bäume vom Sturmwind schon umgeweht werden.

Aber nun war ein neuer Schultheiß in Bern gewählt worden, und die Feinde der Taufgesinnten regten sich wieder stärker. Was war wohl heute in der Luft?

Frau Anna horchte wieder, ängstlich, mit angehaltenem Atem. Das Herz schlug rasch, und in ihrem Ohr erwachten Stimmen. Sie hörte wieder das greuliche Gebrüll der Täuferjäger, die vor Jahren den Wald durchstreift und von den empörten Bauern genarrt und geprügelt worden waren.

Sie dachte mit Grausen an die Bußen, die damals vom Landvogt eingefordert wurden.

Aber der Lärm lag nur in ihrem Ohr; in Wirklichkeit blieb alles still. Sollte es möglich sein? Sollte sie verschont bleiben?

Wollte der Herr seine Hand über ihrem Hause halten?

Und jetzt, wahrhaftig, die Kühe kehrten heim, sie hörte ihr Glockenbimmeln näher kommen; sie hörte des Vaters Stimme, der Buben, ach Gott, ihrer beiden Buben Hirtenrufe.

Wie schwer wäre es ihr geworden, den Mann und Breneli und Hans und Peter zu verlassen, für ihren Glauben ins Gefängnis oder in die Verbannung zu gehen oder gar in den Tod, wie vor ihr viele aus den Bogteien Brandis und Trachselwald und Sumiswald und viele Tausende in deutschen und österreichischen Landen.

Hätte sie es gekonnt? Nein, sie fühlte es, das Lämmlein war noch nicht reif zur Schlachtbank.

Die Tränen rannen ihr, als sie die Kühe am Brunnen hörte, und als bald darauf des Mannes vertrauter Schritt vor dem Hause und jetzt in der Küche und jetzt im Zimmer zu hören war; und jetzt knarrte der Schlüssel!

„Mutter“, rief ihr der Mann, „komm heraus, der Peter Hertig ist aus dem Krieg zurückgekommen, krank und lahm, den hab ich geseh'n!“

„Gottlob und Dank“, seufzte sie und lehnte an seine Brust.

Er sah ihr verweintes Gesicht und wischte ihr mit seiner schweren Hand eine Träne ab und trat mit ihr in die Küche, wo Breneli den Haserbrei anrichtete; und bald sah die Familie um den Tisch, still, aber nicht vom Drucke befreit. Es war gerade so, wie wenn das Donnergrollen aufhört, aber die drohende schwarze Wolkenwand bleibt.

Es blieb stille während der Mahlzeit. Sollte sie nicht den Bann lösen, der über ihrem Hause lag, sann Frau Anna; sollte sie nicht morgen mit ihrem Manne ins Dorf hinab zur Kirche gehen? Sie wußte, daß sie nachher sicher wohnen würde im Kleearten, von den Weibern des Landvogts und von den Täuferjägern unbelästigt, freundlich würde der Prädikant sie begrüßen, wenn sie ihm auf dem Weg ins Dorf begegnete, dann und wann würde er auch zu ihr auf die Egg auf Besuch kommen.

Aber wäre ihr wohl in der Kirche?

Dort saß der Landvogt, dessen Vorfahren ihrer Mutter das Grab verwehrt, der schuld war an des Vaters Tod. In die Kirche kam der reiche Krämer, der den Kindern das falsche Geld herausgab und lachte, wenn es geriet, und nichts davon wissen wollte, wenn man sich bei ihm beklagte. Dort saßen die reichen Bauern, die die Bettler von ihren großen Höfen wegtrieben und dem Prediger der Taufgesinnten die bösen Hunde anhekten; dort kamen die Nachtbuben, die in der Samstagnacht wie die wilde Jagd durch die Gräben und über die Eggen zogen und greulichen Unfug anstifteten und wenige Stunden später mit verbeulten Gesichtern unter der Kanzel saßen. Dort war aber vor allem der Prädikant selbst, der die wehrlosen Christen verfolgte und beim Landvogt verzeigte und Gebühren erhob vom Gute der Vertriebenen.

Nein, dorthin konnte sie nicht! Lieber weiterhin die Verfolgungen ertragen und, wenn es sein mußte, auch die Verbannung und das Gefängnis oder auch den Tod! Lieber dieses alles, als untreu werden an der Gemeinde der Auserwählten.

Der Lehrer Zedi sollte weiterhin bei ihnen ein sicheres Versteck finden, machte kommen, was wollte. Glücklicherweise war sie nur in der Vereinigung ihrer Brüder und Schwestern; nur dort verspürte sie den Borgeschmack der Seligkeit; und wenn der Besuch der Versammlungen noch tausendmal gefährlicher würde, nein, sie konnte morgen nicht in die Kirche!

Derweil seine Frau diese Gedanken bewegte, dachte Hans Flückiger mit Ingrimme an ihre Verfolger und an die Verfolger ihrer Gemeinde. War es recht, daß der Landvogt diesen stillen Leuten, die keinem Menschen ein Leid taten, die niemals ein Unrecht begingen, gerade diesen, für die keine Polizeigewalt nötig wäre, ständig die Schloßweibel, die Profossen oder gar die schlimmen Täuferjäger nachhekte, während umgekehrt die Lügner und Betrüger, die falsches Maß und falsches Gewicht und falsches Zeugnis gaben, obenan saßen in den

Wirtshäusern und in den Räten das große Wort führten? War es recht, daß diese Anflüte von Täuferjägern sich bereicherten am Unglück der Unschuldigen, ja, war es recht, daß eine hohe Obrigkeit in Bern . . .

Da kam ihm plötzlich der Spruch in den Sinn, den er seinerzeit in der Unterweisung gelernt hatte, der Spruch, von dem der Prädikant gesagt, wer sich immer daran halte, dem könne nie etwas Schlimmes geschehen, der Spruch, der ihm immer in den Ohren lag, denn er bildete den Hauptinhalt aller Predigten, die der Prädikant jahraus, jahrein in der Kirche hielt: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.

Er blickte verstohlen zu seiner Frau hinüber. Sie war mit ihren Gedanken eben zu Ende gekommen und wieder fest geworden in der Zugehörigkeit zu ihrer Gemeinde. Ihr Blick war deshalb ruhig, fast verklärt, ihre Haltung sicher, jede Aengstlichkeit gewichen.

Da kam ihm in den Sinn, daß die Taufgesinnten diesen Spruch nicht vollständig anerkannten, ja, einen großen Vorbehalt dabei machten, und dabei doch die Achtung aller Rechtenden genossen; wie oft schon hatte ihn selbst seine Frau schon beschämt durch ihr Tun! Wie, wenn eben doch die Täufer die richtige Erkenntnis hätten? Und wäre es jetzt nicht endlich Zeit, den unnötigen Graben im Familienleben zu überbrücken und sich aufnehmen zu lassen in die Gemeinde der wehrlosen Christen?

Er schämte sich vor seiner Frau, weiter zur Partei derer zu gehören, die sie und die Ihren verfolgten. Nein, so konnte es nicht mehr länger gehen, auf irgend eine Art mußte jetzt endlich eine Lösung kommen!

Die Kinder, das achtzehnjährige Breneli und die beiden Buben, der dreizehnjährige Peter und der zehnjährige Hansli, spürten, daß die Eltern Wichtiges zu überlegen hatten und störten sie nicht mit törichtem Geplapper; nur dort, wo die Erwachsenen oberflächlich und leichtfertig in Worten und Taten sind, ist auch der Kinder Rede ein böses Geschwäg.

Als aber das Essen fertig war und die Kinder gebetet hatten, fragte der kleine Hansli: „Vater, wenn jetzt der Peter Hertig aus dem Krieg heimgekommen ist, muß er hier bei uns nun auch Leute töten?“

Damit erwachten alle aus ihrem Sinnen. „Nein“, sagte der Vater, „das muß er nicht. Wir wollen hoffen, daß er hier eine andere Arbeit erhalte! Jetzt aber geht noch hinaus zum Brunnen und wuschet euch gründlich; morgen ist Sonntag, und am Sonntag morgen muß man ganz besonders sauber erwachen!“

Am Sonntag morgen, als im Stall die Arbeit fertig war, Futtergang und Terrasse sauber gefehrt waren und von Sumiswald das erste Zeichen herüber tönte, zog Hans Flückiger doch wieder die Sonntagskleider an und schritt von der Egg hinab der Kirche zu.

Es braucht viel, bis ein Mann seiner Währung aus dem Geleise gebracht wird. Wie Sonne und Mond seid undenklichen Zeiten immer wieder von dem gleichen Himmelsbogen auf die Schaufelbühlegg hernieder scheinen, wie Regen und Wind immer in den gleichen Bahnen auf die dunklen Tannenwälder hernieder brausen, so wandelt auch der Mensch, der in diesen lebt, nach den gleichen Gesetzen seit undenklichen Jahren. Und wie es eine Katastrophe braucht, um die Sterne aus ihren Bahnen zu lenken, und wie eine Katastrophe entsteht, wenn Wind und Regen ihre gewohnten Geleise verlassen, so muß zuerst eine Katastrophe, wenn auch nur eine in der kleinen Welt des Flückiger Hans, hereindringen, wenn er einen neuen Weg einschlagen soll.

Diese Katastrophe war noch nicht da; aber man ahnte sie in der Ungewißheit, die wie eine schwarze Wand drohend über dem Lande aufstieg; sie war im Kommen, aber sie ließ noch auf sich warten.

Nicht vergessen, aber doch wieder in die tieferen Falten seines Herzens zurückgeschoben hatte Flückiger seinen Vorfaß,



der Kirche den Rücken zu kehren und sich der Gemeinde seiner Frau anzuschließen, und doch war ihm nicht wohl, als er von den andern Höfen Mann und Frau zusammen dem Predigtwege zuschreiten sah; er fühlte aber die Kraft nicht, die Entscheidung herbeizuführen.

So schritt er mit vielen anderen von der Egg ins Dorf, hörte, wieviele Äpfel es an den ihm seit langem bekannten Bäumen gegeben, wieviel Nußöl zu erwarten sei, ob man den Flachs schon gebrochen habe und wann man mit dem Dreschen beginne.

Die große Neuigkeit vom Schaufelbühl aber war, daß der Peter Hertig aus dem Kriege zurück sei, lahm, aber doch nicht so, daß er ein Krüppel bleibe. Was er erlebt, werde man schon nach und nach erfahren. Gestern, als er heimgekommen, habe er noch nichts gesagt, wie ein hungriger Wolf zu Nacht gegessen und sei bald schlafen gegangen, und heute morgen schlafe er immer noch.

Aber der Bauer vom Schaufelbühl, der Bruder des heimgekehrten Peter, konnte nicht weitersprechen; die Glocken begannen gewaltig in die Kirche zu rufen, daß alle müßigen Gespräche verstummen.

Frau Anna hatte unterdessen in der aufgeräumten Küche daheim die Rüben auf den Herd gestellt, ein schönes Stück Rauchfleisch darauf gelegt und hütete nun das Feuer.

Wie sie vor dem Herde stand und ihres Amtes waltete, ging eine Würde von ihr aus, daß keine Priesterin des heiligen Feuers vornehmer gewesen wäre, und jetzt holte sie, als die Arbeit sie nicht mehr ganz in Anspruch nahm, ein kleines, in Leder gebundenes Büchlein aus dem geheimen Versteck und setzte sich auf das Bänkchen neben der Haustür; die letzten duftenden Nelken des Jahres hingen blutrot neben ihr vom Küchenfenstergestirn herunter. Sie las im Sendschreiben Michael Sattlers, das er als Abschiedsgruß an seine Gemeinde in Horb aus dem Gefängnis geschrieben hatte: „Zulezt, lieben Brüder und Schwestern, heiligt euch dem, der euch heilig gemacht hat, und höret, was Esdras sagt, wartet auf euren Hirten, denn er wird euch geben die Ruhe der Ewigkeit, denn er ist nahe, der im Ende der Welt kommen wird, seid bereit zu der Bekehrung des Reichs, fliehet den Schatten dieser Welt, stehet fest und sehet die Zahl der Verzeichneten im Nachtmahl des Herrn, denn die sich von dem Schatten der Welt getan haben, die haben scheinende Kleider vom Herrn empfangen.“

O Zion, nimm wieder deine Zahl, und beobachte, welche des Herrn Gesetz vollbracht haben, denn die Zahl der Kinder, die du begehrst, ist erfüllt.“

Als Frau Anna sinnend über diese dunklen und schweren Worte in die heitere Herbstlandschaft hinaus sah, kehrten die Kinder vom Felde heim und setzten sich zu ihr.

„Mutter, was hast du für ein Buch?“ fragte Breneli.

„Das Buch eines frommen Mannes“, antwortete sie, „eines tapferen Lehrers, der um Christi willen von der Welt verfolgt wurde. Er heißt Michael Sattler und war ein Klosterbruder im Schwarzwald. Im Kloster studierte er die heilige Schrift und verkündete nachher die reine Lehre in Zürich und in Straßburg. Er wurde überall vertrieben und endlich mit seinen Glaubensgeschwistern ergriffen und drei Monate in einen finstern Turm gesperrt.“

Der Stadtschreiber von Rottensburg am Neckar klagte ihn an, er habe wider des Kaisers Mandat gehandelt, er habe gelehrt und geglaubt, daß die Kindertaufe zur Seligkeit nicht erforderlich sei. Er habe auch gesagt, man solle der Obrigkeit nicht schwören. Darauf antwortete Michael Sattler, daß er nichts gegen den Kaiser unternommen habe, denn des Kaisers Mandat befehle, daß man nicht der Lutherischen Lehre anhangen solle, sondern allein dem Evangelio und dem Worte Gottes, und das habe er gehalten, denn wider das Evangelium und Gottes Wort hab er nichts getan. Der Taufe wegen aber sage er, daß die Kindertaufe nichts zur Seligkeit abtrage, denn es stehe

geschrieben, daß wir allein aus dem Glauben leben; und Petrus sage, wer glaubt und getauft wird, der wird selig. Daß man aber der Obrigkeit nicht schwören solle, stehe deutlich in des Herrn Wort, denn er sage im Matthäus: „Ihr sollt keinen Eid schwören, sondern eure Rede soll sein: Ja, ja, nein, nein.“

Da standen die Richter auf und steckten die Köpfe zusammen und lachten laut auf, und der Stadtschreiber sagte in großem Zorn: „Du ehrloser Bösewicht, der Henker soll mit dir disputieren, das glaube mir!“

Michael antwortete: „Was Gott will, das wird gescheh'n.“

Der Stadtschreiber: „Es wäre gut, daß du nie geboren wärest.“

Michael: „Gott weiß, was gut ist.“

Der Stadtschreiber: „Du Erzfeker, du hast die frommen Leute verführt, wenn sie nur noch von ihren Irrtümern ließen und sich in Gnad' begäben.“

Michael: „Gnad' ist allein bei Gott.“

Der Stadtschreiber: „Du verzweifelter Bösewicht und Erzfeker, ich sage dir, wenn kein Henker hier wäre, ich wollte dich selbst hängen und vermeinen, einen Dienst an Gott zu tun.“

Michael erwiderte: „Gott wird wohl richten.“

Da standen die Richter auf und gingen in eine andere Stube und blieben dort wohl anderthalb Stunden. Derweil schmähten und verspotteten die Knechte den Gefangenen, und einer hob ein Schwert, das auf dem Tische lag, und sagte: „Siehst du, damit wird man mit dir disputieren!“

Aber Michael antwortete auf kein Wort und ertrug alles willig. Dann kamen die Richter wieder in die Stube, und einer verlas das Urteil:

„Zwischen den Anwälten der Kaiserlichen Majestät und Michael Sattler ist zu Recht erkannt worden, daß man Michael Sattler dem Henker in die Hände geben soll. Der soll ihn auf den Marktplatz führen und ihm zuerst die Zunge abschneiden, darnach soll er ihn auf einen Wagen schmieden, und nachher soll er ihm zweimal mit glühenden Zangen das Fleisch vom Leibe reißen. Dann soll man ihn vor das Stadttor bringen und ihm nochmals fünf Griffe mit der glühenden Zange geben und hernach seinen Leib zu Pulver verbrennen.“

Die Kinder schauerten bei diesem Berichte der Mutter, und Breneli fragte leise: „Und hat man dies alles getan?“

„Das alles wurde getan, und mit Michael Sattler wurden viele seiner und unserer Brüder mit dem Schwerte gerichtet und einige Schwestern im Neckar ertränkt.“

„Kommt das bei uns auch vor, Mutter?“, fragte Breneli ängstlich.

„Gott weiß, was hier geschehen soll.“

„Und würdest du dich für unsern Glauben auch martern lassen?“

Da stand Frau Anna auf und drückte die beiden Buben an ihre Brust. Sie sagte kein Wort, aber eine Träne glänzte in ihren Augen. Breneli erzitterte, denn es spürte wohl, daß die Mutter um ihres Vaters Glaubens willen wie dieser Märtyrer alles erdulden würde. Hätte sie große Worte gemacht und mit ihrer Standhaftigkeit geprahlt, so wäre es nicht so erschrocken; denn es wußte wohl, daß der Standhafte schweigt, aber der Abtrünnige und Feige versteckt sich hinter einen Schwall von vielen Worten.

„Breneli, nimm das Buch“, sagte die Mutter, „und versorg es wieder an seinem Platz.“

„Dürfen wir auch sehen, wo er ist?“, fragten Hans und Peter.

„Habt noch einen Augenblick Geduld“, wehrte die Mutter, „ihr werdet ihn noch früh genug kennen lernen!“

Als Breneli wieder heraustrat, zog es den Atem tief und hörbar ein und seufzte, so daß Frau Anna mit ihren dunkelbraunen Augen liebevoll erschrocken auf die Tochter schaute.

„Was fehlt dir, Breneli?“

Fortsetzung folgt.